

An impressionistic painting of a dining table set for a meal. The table is covered with a light blue and pink cloth. On the table are several bottles, glasses, a bowl of fruit, and a pitcher. A wooden chair is visible in the foreground. The background shows a window with a view of a garden.

MARIA LAURA
BERLINGUER

Der Abend der Seelen

ROMAN

EINE LIEBE
AUF
SARDINIEN

HarperCollins

MARIA LAURA
BERLINGUER

Der ROMAN
Abend
der EINE LIEBE
AUF
SARDINIEN
Seelen

*Aus dem Italienischen von
Sonja Häußler*

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
La cena delle anime bei HarperCollins Italia, Mailand.

1. Auflage 2026
© 2025 HarperCollins Italia S.p.A., Milano
Deutsche Erstausgabe
© 2026 für die deutschsprachige Ausgabe
HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH
Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg
info@harpercollins.de
Vermittelt durch Cristina Tizian
Gesetzt aus der Adobe Garamond
von GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung von CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-365-01430-1
www.harpercollins.de

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation zum Training
generativer Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten.
Die Rechte der Urheberinnen und des Verlags bleiben davon unberührt.*

*Für meine Großmutter,
die mich gelehrt hat, Geschichten und Worte zu lieben,
und für meine Mutter,
die meinen Wissensdurst nährte.*

An den kalten Herbsttagen erzählten die Alten den Kindern am Feuer, dass der Tod nicht das Ende des Lebens bedeutete, sondern den Beginn einer Reise, auf der die Seelen der Liebsten weiter existierten. Wenn die Tage kürzer wurden und die Erde bereit für die Saat, schwand die Grenze zwischen der Welt der Lebenden und der Welt der Toten, sodass die Seelen in ihre Häuser zurückkehren konnten. Ob das, was in sa hena pro sos mortos geschah, real war oder nur ein Volksglaube, wusste Iride Dessì noch nicht.

PADRIA, OKTOBER 2022

I

Am Tag der Beerdigung ihres Vaters wurde Iride Dessì endgültig klar, dass die Leute aus dem Dorf sie mieden.

Gewiss, das war ihr schon immer aufgefallen – die verstohlenen Blicke der Frauen und die unmissverständlich abergläubischen Gesten der Männer, wenn sie ihnen auf der Straße begegnete. Weder sie noch ihr Vater hatten dem Klatsch und den Gerüchten, die im Umlauf waren, Beachtung geschenkt. Oder zumindest wollte sie das immer glauben.

Auf dem Platz vor der Kirche Santa Giulia blieb Iride stehen und betrachtete das Portal, die einzige dunkle Fläche auf der Kalksteinfassade. Drohend und geheimnisvoll wartete der strenge Eingang auf sie wie eine Schwelle zu unbekannten Gefilden.

Tata folgte ihr lautlos und legte ihr – wie immer ihre Gedanken erahnend – die Hand auf die Schulter.

»Nur Mut«, sagte sie, »wir müssen hineingehen, die Leute warten schon.«

Iride nickte, sammelte ihre letzten Kräfte und betrat hinter dem Sarg die Kirche.

Man hatte den Vater gewaschen und ihm den Anzug aus haselnussbraunem Drillich angezogen, dazu die helle Weste mit der Taschenuhr an einer Kette. Haare und Bart waren schneeweiß und ordentlich gekämmt. Auch wenn sein Körper in Totenstarre verharrte, umspielte ein friedliches Lächeln seine Lippen. Sie kämpfte gegen Tränen an, als sie ihm ein letztes Mal über die Wange strich.

Während sie durch das Kirchenschiff mit dem Glasboden ging – ein moderner Schutz der antiken Überreste, über denen die Kirche

einst errichtet worden war –, grüßte sie die Anwesenden mit einem Nicken. Einer nach dem anderen wandte ihr den Kopf zu, ihre Blicke wichen ihr jedoch aus, als hätten die Trauergäste etwas zu verbergen oder würden eine Furcht in sich tragen.

Hinter ihr wie immer Tata, *tzia* Manuella, wie die Leute aus dem Dorf sie nannten.

Die Einwohner Padrias waren hergekommen, um Vincenzo Dessì, einem der bedeutendsten Männer des Dorfes und Spross einer uralten Familie, die letzte Ehre zu erweisen. Sie hielten respektvoll Abstand und drängten sich auf den Bänken links des Altars zusammen. Die Reihe zur Rechten ließen sie frei, dort saßen die wenigen Freunde und Bekannten.

Iride schritt feierlich voran, erkannte nach und nach den Nachbarn, die Gemüsehändlerin, den Bäcker, den Bürgermeister und die Honoratioren des Dorfes. Als sie zum Sarg gelangte, der inzwischen auf dem nackten Boden abgestellt worden war, setzte sie sich in die rechte Bankreihe. Alle in der Reihe nahmen, einem liturgischen Brauch folgend, nach ihr Platz.

Sie atmete ruhig durch, und als sie sich, angezogen vom Raunen der sich niederlassenden Leute, umdrehte, entdeckte sie ihn. Piero Alivesi, mit dem sie in ihrer Kindheit immer gespielt hatte, saß ein paar Reihen hinter ihr.

Trotz des unpassenden Moments fing ihr Herz heftig an zu schlagen.

»Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen.«

Während der Priester den Anfangssegens sprach, wandte Iride den Blick ihrem aufgebahrten Vater zu.

»Und mit deinem Geiste«, antwortete die Gemeinde, die sich in diesem Gotteshaus versammelt hatte.

Der Verlust hinterließ eine Leere, die nicht zu füllen war, aber zum Schmerz gesellte sich ein zutiefst unbehagliches Gefühl. In

den letzten Jahren war sie nur einmal im Jahr nach Padria zurückgekehrt, war nur so lange geblieben, wie unbedingt nötig, stets von dem Wunsch beseelt, so schnell wie möglich wieder wegzukommen. Wären da nicht die Beerdigung und all die nachfolgenden Verpflichtungen, würde sie wieder nicht lange bleiben. Der Tod des Vaters zwang sie nun, sich allem zu stellen, was sie versucht hatte, auf Abstand zu halten. Früher hatte sie geglaubt, sie bräuchte nur das Dorf zu verlassen und würde finden, was sie suchte. Doch ihre Träume hatten sich nicht erfüllt.

Und für dieses Versagen hatte sie sich so sehr geschämt, dass sie die Insel gemieden hatte.

Woran diese sich nun zu erinnern schien.

»Gewähre unserem Bruder Vincenzo, der in Christus von uns gegangen ist, die Freude der Auferstehung.«

»Amen«, erwiderte die Gemeinde mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen.

Es folgten Liturgie, Predigt und schließlich das *Vaterunser*, doch Iride hatte auch weiterhin nicht den geringsten Wunsch, sich zu beteiligen. Eine Außenstehende, das war sie. Eine Außenstehende, die die eigenen Schuldgefühle verbarg. Nun jedoch erinnerte sie jedes Wort, jeder Blick an die Jahre, in denen sie kaum hierher zurückgekehrt war.

Sie erhob sich, setzte sich, kniete nieder, genau wie die anderen – eine Welle, die sie mitnahm, ohne dass sie sich gegen sie wehren konnte oder wollte.

Mit Weihwasser und Weihrauch, Gesängen und Gebeten ging der Gottesdienst zu Ende, danach kam das schreckliche Ritual der Kondolenz, bei dem ihr eigentlich alle die Hand schütteln, tröstliche Worte sprechen und sie auf die Wange küssen sollten. Allerdings ging der Großteil derer, die auf den linken Bänken saßen, langsam hinaus und vermied es, sich ihr zu nähern. Nur wenige kamen vorbei und umarmten sie. Iride überraschte das nicht: Die

Reserviertheit, die sie am Anfang des Trauergottesdienstes wahrgenommen hatte, zeigte sich nun in ihrer ganzen Wirklichkeit.

Jemand stupste ihr freundschaftlich an die Schulter. Tata lächelte sie an und nickte zum Ausgang hin. Gemeinsam reihten sie sich in die triste Prozession hinter dem Sarg ein, die dem Begräbnis vorausging. Der Sarg wurde in den Leichenwagen geladen, der sich auf den Weg zum Friedhof machte. Während Iride hinter dem Auto herging, hob sie den Kopf, und wieder begegnete ihr Blick dem von Piero Alivesi. Er kam auf sie zu, ohne sie aus den Augen zu lassen. Während er die wenigen Meter zurücklegte, die sie trennten, schien alles andere zu verblassen – die Kirche, das Dorf, die Dorfbewohner.

»Ciao«, begrüßte er sie mit tiefer, klarer Stimme, ohne die üblichen Floskeln. »Wie geht es dir?«

Er blieb für alle sichtbar vor ihr stehen, ohne die verschlossene Haltung der übrigen Dorfbewohner. Er blickte sie ernst an und reichte ihr die Hand.

»Piero«, erwiderte sie leise und senkte den Kopf, »wie kommt es, dass du hier bist?«

»Ich hatte das Bedürfnis, mich von ihm zu verabschieden.«

»Nach all der Zeit ... Aber wie hast du davon erfahren?«

»Meine Mutter hat es mir gesagt. Wie du dir vorstellen kannst, sind in diesem Alter nur noch wenige übrig«, erwiderte er mit einem Lächeln.

So viele Jahre waren vergangen, und trotzdem fing ihr Herz wieder an zu hämmern, als Pieros Hand in ihrer verweilte.

»Und wo lebst du jetzt?«, fragte sie ihn, um ihre Verlegenheit zu überspielen.

»Ich lebe in Nuoro und arbeite dort als Psychiater. Und du, Iride?«

»Ich bin vorübergehend wieder hier«, flüsterte sie und senkte erneut den Blick.

»Vielleicht ist es Schicksal, dass wir uns nun wiedersehen. Ich erinnere mich noch an deinen Vater und die wunderschönen Geschichten, die er uns erzählt hat ...«, fuhr er fort.

Iride lächelte ein wenig verlegen, sie wusste nicht, was sie sagen sollte, deshalb zog sie sich aus der Affäre, indem sie die Hand zurückzog und ihre Handtasche von einer Schulter auf die andere verlagerte.

Sie warf einen letzten Blick auf Piero, der sich entfernte, und reihte sich wieder hinter dem Auto ein, wo Tata sie schon erwartete.

2

Das Tor schloss sich mit einem dumpfen Knall hinter ihr.

Nun, da alles vorbei war, legte sich Stille über die Räume. Jene Stille, von der sie sonst wie von einem frischen Windstoß erfasst wurde, die jetzt jedoch nur ein Gefühl von Einsamkeit und Bedauern hervorrief. Wie eine Nebelbank stieg die Stille aus dem Terrakottaboden auf und hüllte das ganze Haus ein; sie erstreckte sich bis hinauf an die hohen Decken, leckte am Schatten eines verblassten Freskos, das die Feuchtigkeit überstanden hatte; sie hüllte die uralte Treppe ein, die zum Arbeitszimmer ihres Vaters hinauf führte; sie klammerte sich an das eiserne Geländer, stummer Zeuge kindlicher Freudentränen, und griff nach dem Garten im Innenhof, der einst das pulsierende Herz des Familienlebens gewesen war. Tata hatte ihn in einen üppigen Kräutergarten verwandelt, wobei sie sogar den runden Brunnen in der Mitte erhalten hatte. Nur von den roten Fischen, die früher dort fröhlich planschten, fehlte jede Spur.

Der Palazzo aus Trachyt und Kalkstein mit den Architraven, die einheimische *picapedras* nach Motiven der katalanischen Schule gemeißelt hatten, schloss seine Tür und verschluckte sie. Eine kleine Falte bildete sich zwischen Irides Augen, als ihr die unerwartete Begegnung mit Piero wieder einfiel und das Gefühl, das in ihr aufgekommen war, als sich ihre Blicke trafen, als wäre überhaupt keine Zeit vergangen. Und doch war sie für Iride verstrichen, aufgebraucht von einer Geschichte, die anders hätte verlaufen sollen.

In Gedanken kehrte sie zu ihren gemeinsamen Spielen im Garten des Innenhofs zurück, zu den sonnigen Nachmittagen, von

denen ihre Ferien geprägt waren; wie sie auf der Suche nach dem glänzendsten Blatt oder nach reifen Beeren gewesen waren. An diesem geheimen und magischen Ort, an dem alles in der Schweberei zu sein schien, kam Piero Tatas Wünschen zuvor und wählte duftende Kräuter für ihre Gerichte aus. Sie erinnerte sich noch gut daran, dass Pieros Mutter nicht wollte, dass er zu ihnen nach Hause kam, sie versuchte stets, ihn von dort fernzuhalten. Damals hatte Iride geglaubt, dass Pieros Mutter sie nicht mochte. Heute jedoch verstand sie, dass es an etwas anderem gelegen hatte. Aber woran, wusste sie immer noch nicht.

Nicht nur Tata hatte Piero geliebt. Manchmal schien es auch, als würde sich ihr Vater mehr mit ihm amüsieren als mit ihr, als bestünde zwischen ihnen eine tiefe Komplizenschaft, ein Band, das mehr war als schlichte Sympathie.

Wir waren so unterschiedlich, überlegte sie. Sie hatten eine gegensätzliche Erziehung erhalten, trotzdem bewegte er sich ganz natürlich unter den Erwachsenen ihres Hauses, beteiligte sich an ihren Gesprächen mit überraschender Sicherheit, verließ seinen Gedanken Ausdruck, ohne auch nur im Geringsten ängstlich oder befangen zu sein. Vielleicht war sie gerade deswegen schon damals fasziniert von ihm.

Wer weiß, wie sein Leben verlaufen war. Sie fragte sich, ob er verheiratet war, ob er Kinder hatte.

In der Küche bewegten sich die flinken Hände von *tzia* Manuella: Kühlschrank, Arbeitsfläche, Töpfe, Spülbecken. Sie ging zur Anrichte und öffnete sie, um etwas von der Größe eines Neugeborenen herauszuholen. Ein weißes Leinentuch hüllte den *chibarzu* ein, das Brot aus Hartweizen, mit Hefe gebacken, rund und mit einer knusprigen Kruste. Sie schnitt es in dicke Scheiben, legte es auf ein Blech und würzte es mit Öl und Salz. Später röstete sie es über der Glut und legte die Steaks zum Braten auf den Grill.

Sie ließen sich vom Feuer, das im großen Kamin prasselte, wärmen; Iride saß auf dem niedrigen Schemel, Tata stand an der Spüle und wusch den Borretsch. Dann trocknete sie ihn ab und warf ihn in einen Topf mit kochendem Salzwasser. Ein paar Minuten später goss sie ihn ab und gab ihn zusammen mit Öl, Salz und Zitrone in eine Tonschale.

»Bald ist das Abendessen fertig«, sagte sie, ohne sich umzudrehen, und machte emsig weiter.

Iride erhob sich langsam und ging aus der Küche. Sie durchquerte den Hof, vorbei an der Wäscherei, an der Speisekammer und dem, was die Ställe gewesen waren. Dort bewahrte Vincenzo sorgfältig eine alte Kutsche und einen Karren auf, Symbole des Komforts vergangener Jahrhunderte.

Einem Impuls folgend, betrat sie wieder den Flur und ging die Treppe hinauf. Zögernd blieb sie vor dem Refugium ihres Vaters stehen, seiner geliebten Einsiedelei, und da sie sich fast davor fürchtete, eine bereits verlorene Vertrautheit zu verletzen, öffnete sie vorsichtig die Tür nur einen Spalt breit. Hinter der Doppeltür, einst von Hand verziert und nun vom Zahn der Zeit gezeichnet und verblasst, verbarg sich sein Reich: die große Bibliothek, der Schreibtisch aus Eichenholz mit der Schreibfläche aus grünem Leder, den vergoldeten Verzierungen, den Rechnungen und den unbeantworteten Briefen. Sie blieb in der Tür stehen und betrachtete die vergilbten Fotografien, vertraute Gestalten, die in statischen Posen verewigt worden waren.

Wie soll ich das schaffen? fragte sie sich und fing heftig an zu weinen.

Von den Wänden des großen Raumes starrten schweigend die Gesichter ihrer Vorfahren auf sie herab.

3

Die Frau schlug mit den Händen gegen das Glas. Obwohl sie schrie und mit den Armen fuchtelte, konnte Iride sie nicht hören. Sie nahm lediglich das drohende Geräusch der Schläge gegen das Fenster wahr.

Sie setzte sich im Bett auf, weil sie wissen wollte, wer das war. Sie sah den aufgerissenen Mund und die weißen Zähne. Das Mondlicht beleuchtete den violetten Seidenschal, den sie sich um den Kopf geschlungen hatte, aber das Gesicht, wenngleich vertraut, blieb im Schatten. Dann hörte sie dieses herzerreißende Jammern, vermutlich das Heulen des Windes, der durch die Schluchten von Meilogu, ihrer Region, pfiß. Das Ächzen ging ihr unter die Haut, ein Schauer, der sie zum Frösteln brachte und überwältigt und verstört zurückließ.

Mühsam versuchte sie, das lähmende Gefühl abzuschütteln, noch immer auf der Schwelle zwischen Schlaf und Wachsein. Doch dann nahm die reale Welt allmählich Gestalt an.

Schon wieder dieser furchteinflößende Traum.

Das Haus war in absolute Stille gehüllt, unterbrochen nur vom schrillen Ruf des *s'astore*, des Wanderfalken. Iride, die alles, was fliegen konnte, stets zu Tode erschreckte, war nicht in der Lage, dieses Unbehagen in den Griff zu bekommen. Vielleicht lag es nur am Kreischen des Raubvogels, das sie schauern ließ, vielleicht war ihr auch einfach nur kalt, dachte sie und versuchte damit, sich diesen wiederkehrenden Albtraum zu erklären, während sie die Decke wieder hochzog, die auf eine Seite des alten schmiedeeisernen Bettes gerutscht war. Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die

Dunkelheit, sodass sie die Stuckverzierungen und die zarten Motive der inzwischen verblassten Fresken erkennen konnte; Mondlicht drang durch die geschlossenen Fensterläden und fing sich im Glas des blütenartigen Kronleuchters. Die große Rosette schien die ganze gewölbte Decke zu stützen, allerdings mit letzter Kraft.

Sie verharrte reglos, hielt den Atem an, während die Erinnerungen an den vorherigen Tag langsam und unaufhaltsam, wie die Gezeiten, zu ihr zurückströmten.

Sie ließ zu, dass die Bilder schärfer wurden, dann veranlasste sie ein Geräusch aus der Küche dazu, die Füße aus dem Bett zu schwingen und dem nachzugehen. An Weiterschlafen war ohnehin nicht mehr zu denken.

Sie öffnete die beeindruckende Holztür des Zimmers und durchquerte die hintereinander angeordneten Räume. Mit einem Wollpulli um die Schultern betrat sie die große Küche. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber Tata war schon da, stand vor dem großen Spülbecken, das aus einem Marmorblock gehauen war, und putzte die Heilkräuter, die sie im Mondschein gesammelt hatte.

»Guten Morgen«, begrüßte sie sie, während sie zur Anrichte aus Nussbaumholz ging, die ihre kostbaren Kupferutensilien enthielt. Mit einer Hand schob sie das alte Fliegenetz zur Seite und holte einen Topf heraus.

Sie war schon immer hier, in diesem Haus, seit Iride denken konnte, auch schon vor dem Tod ihrer Mutter. Immer gleich, mit diesen grauen Augen, die klar waren wie das Wasser des Meeres, den krausen Haaren, die zu einem *mogno* zusammengefasst waren, sowie den sanften Gesichtszügen von jemandem, der einen ohne Worte verstand.

Sie zog ihren Pullover enger um sich, während sich Tata, die ihre Bedürfnisse kannte, zu dem kleinen steinernen Kamin begab, um ein Feuer anzuzünden. Ende Oktober kühlte das große Haus nach

und nach aus und musste mit Feuer und den alten Kohlenbecken geheizt werden.

»Der gleiche Albtraum?«, fragte sie sanft, während sie mit ihrer Arbeit fortfuhr.

»Ja ... immer die Frau ohne Gesicht, die mit mir reden will«, erwiderte Iride seufzend.

Tata nickte, ohne den Blick vom Kamin abzuwenden.

Sie wusste, dass manche Träume kein Zufall waren.

Die Vorfahren finden immer einen Weg, um zu kommunizieren, dachte sie. Vielleicht war der Moment gekommen, in dem Iride begriff, wer hier dauernd versuchte, Kontakt mit ihr aufzunehmen.

Sie hob den Blick, schürte das Feuer, brachte das Wasser zum Kochen und nahm dann einige Kräuter aus einem der Gläser, die wie in einer alten Apotheke wohlgeordnet auf dem Regal standen. Mit leichter Hand nahm sie noch zwei Prisen aus einem anderen Glas und fügte sie dem Sud zu.

»Zu viele Gefühle, Iride. Gefühle muss man sich in Ruhe anschauen, sonst riskiert man, von ihnen überwältigt zu werden«, sagte sie, während sie ihr eine dampfende Tasse einschenkte.

Die Wunderkräfte des Erdbeerbaums, der unbesiegbaren, zähen Pflanze der sardischen Macchia, wärmten Iride Schluck für Schluck wieder auf; sie schloss die Augen und schmeckte die Kraft des Strauches und seiner tiefroten Früchte heraus, seine weibliche Macht – wie Tata den älteren Frauen früher oft erzählt hatte –, leicht und zart, in der Erde verwurzelt. Und wie oft hatte sie gesehen, wie Tata sich gegen die Schmeicheleien der Leute wehrte, die sie fast schon als wundertätig betrachteten. Mit Wundern hat das nichts zu tun, erklärte sie ihnen dann kopfschüttelnd; es sind die Kräfte der Natur und deren Heilpflanzen. Man musste sie kennen und gut auf sie achtgeben. Die Einwohner von Padria respektierten sie dafür: Hier gab es keinen Mann und keine Frau, die sie nicht mindestens einmal aufgesucht, ihr Geschenke gebracht, sich ihre

Ratschläge angehört oder um ihre natürlichen Heilmittel gebeten hatten.

Ungeachtet dessen, was Tata den Einwohnern von Padria erzählte, hätte sich Iride niemals vorstellen können, wie sehr die Magie ihres Landes und seiner alten Zivilisation den Lauf ihres Lebens von diesem Moment an verändern würde.

4

»Du musst Notar Sassa anrufen«, sagte Tata, während sie das Unkraut zwischen den Heilpflanzen jätete, »und du musst anfangen, die Unterlagen deines Vaters zu ordnen.«

Sie hatte recht, Iride wusste das. Sie musste diese Schwelle überqueren, in dem Bewusstsein, dass sie auf der anderen Seite nicht von seinem Lächeln empfangen wurde, sondern nur von Stille. Außerdem war sie seine einzige Tochter, und nun müsste sie sich um alles kümmern: die Konten, das große Haus und das wenige, was von den Ländereien noch übrig war. Sie zweifelte, dass auf der Bank noch irgendetwas war, auch wenn das angenehm für sie gewesen wäre. Mit zwei Kindern war ein Gehalt nie genug.

Ihre Arbeit reichte gerade so aus. Der Job, mit dem sie sich zufriedengegeben hatte, überlegte sie. Zuerst die Ehe und die Kinder, dann die schwierige Trennung von ihrem Ehemann. Ihr eigenes Leben, ihre eigenen Ambitionen waren in den Hintergrund getreten. Sie hatte ihr Studium geopfert, eine seltene Spezialisierung in Archäoastronomie, einer damals noch wenig bekannten Disziplin, der sie jeden Tag und jede Nacht ihrer Jugend gewidmet hatte. Jahre, die sie mit archäologischen Ausgrabungen in fernen Ländern verbracht hatte, und dann? Dann hatte sie alles aufgegeben. Sie hätte weiterhin reisen und arbeiten sollen, aber der Familie zuliebe hatte sie auf die Karriere verzichtet. Wenn sie weiterhin den Weg verfolgt hätte, auf den sie hingearbeitet hatte, würde ihr Leben jetzt ganz anders aussehen, und Geld wäre gewiss kein Problem.

Tata beobachtete sie. Die hängenden Schultern und die Hände, die mit den kastanienbraunen Haaren spielten, unterschieden sich

gar nicht so sehr von denen des zehnjährigen Mädchens, das sie mit Hingabe und Liebe erzogen hatte. Die feinen Gesichtszüge umfassten die leicht markante Nase, den vollen Mund, die strahlend weißen Zähne und die großen, honigbraunen Augen, zwischen denen sich eine feine Falte gebildet hatte. Sie ist immer noch eine schöne Frau, ihre *fizighedda*, doch ihren Gang prägte die Müdigkeit von jemandem, der schon zu lange mit dem Gewicht der getroffenen Entscheidungen lebte. Tata wusste das. Es war nicht nötig, dass Iride darüber redete. Sie kannte die Gedanken, die ihr durch den Kopf gingen: die Entscheidungen, die irgendwann richtig erschienen waren und sich am Ende als falsch erwiesen hatten.

Nur Mut, vermittelte sie Iride mit den Augen, und diese lächelte sie an, als würde sie auf einen uralten Ruf reagieren.

»Was meinst du, gehen wir in die Küche?«, sagte sie mit müdem Gesicht.

Tzia Manuella wischte sich die Hände an ihrer langen Schürze ab, legte die Hacke auf den Boden und folgte ihr.

Der Sonnenuntergang tauchte den Raum in schmeichelhaftes Licht. Der abgenutzte Boden aus grauen und weinroten Zementfliesen erzählte von einer Zeit, in der die Familie groß und lebendig gewesen war.

Iride und Tata hatten das Abendessen vorbereitet, dann die mächtige *mesa* aus Holz sorgfältig mit schlichten Keramiktellern gedeckt. Das *pane carasau* hatten sie in das große Tongefäß gelegt, dann hatte Tata die dampfende Suppe aus Kichererbsen, Kartoffeln und Borretsch darüber geschüttet und mit geriebenem Pecorino bestreut. Die Kichererbsen und Kartoffeln wären ihnen fast im Mund zerfallen, während ihnen der Borretsch mit seinem intensiven Aroma das Herz wärmte wie ein unsichtbarer Zaubertrank.

Iride beschloss, eine Flasche Cagnulari zu öffnen, um die Anspannung zu lösen. Sie wollte nicht daran denken, was sie erwartete. Sie musste sich entspannen, ehe sie den Papierkram und das

Arbeitszimmer ihres Vaters in Angriff nähme. Der rubinrote Wein hatte eine Note aus Kräutern und Früchten und schmeckte gleichzeitig nach einem Hauch von Meer. In den langen Phasen des Schweigens während des Abendessens hörte man das Prasseln des Feuers, unterbrochen nur von wenigen Worten. Die bereits leeren Teller glänzten im warmen Licht des Kamins.

»Ich gehe herausfinden, welche Dokumente ich mit zum Notar nehme«, sagte Iride entschlossen, »ich gehe hinauf ins Arbeitszimmer.«

»Ich komme nach, sobald ich hier fertig bin«, erwiderte *tzia* Manuella.

Allein in der Küche schloss Tata die Augen und hielt inne, um nachzudenken. Etwas würde sich ändern im Haus, das spürte sie. Das Seelenmahl war nah. *Las anima malas* würden sich vorwagen und Forderungen stellen, die kein Traum auszudrücken vermochte. Es galt, diesen umherirrenden Geistern zu helfen, die von ungehütetem Unrecht und nie gelüfteten Geheimnissen hier festgehalten wurden: Tata wusste das. Nur so würden sie Frieden finden. Und nicht nur sie.

Es war an der Zeit, dass Iride die Wahrheit herausfand. Sie hatte sie immer beschützt, war dem Versprechen, das sie Don Vincenzo gegeben hatte, treu geblieben, doch sie war davon überzeugt, dass dieses Schweigen mehr geschadet als genutzt hatte.

Die Nacht des ersten Novembers war nah, und *tzia* Manuella hätte nie zu hoffen gewagt, dass Iride hier wäre. Mit einer entschlossenen Geste wickelte sie sich ihr Tuch um und ging zur Treppe, die zum Arbeitszimmer hinaufführte.

5

Auf Zehenspitzen schob Iride die Tür auf.

Sie knarrte unter dem sanften Druck ihrer Hände, während sie sich schließlich ein Herz fasste und die Schwelle überschritt.

Unterhalb der Stuckrosette in der Mitte hing der große eiserne Kronleuchter, aber das schwache Licht der Glühbirnen verlor sich in den Ecken des Raumes, sodass die Umrisse der Dinge verschwammen. Nur ein dünner Lichtstrahl erreichte den alten hölzernen Globus.

Iride schritt voran, mutig setzte sie sich in den alten Ledersessel ihres Vaters, um sich die Papiere anzusehen, die auf dem Schreibtisch verstreut waren.

»Hilf mir, Papa, hilf mir«, flüsterte sie an die Gegenstände gewandt, die ihm so lieb und teuer gewesen waren. Der von der Zeit zerfressene Webteppich mit dem sardischen Flammenmuster, der Lehnstuhl, der dringend restauriert werden musste, und die beiden Holzbögen mit Köchern voller Pfeile, immer noch einsatzbereit wie damals, als sie noch ein Kind war und sie zum Üben aufs freie Feld fuhren.

Aber er war jetzt nicht mehr da.

Mit einem Seufzer sah sie zum Bücherschrank hinüber, dem unbestrittenen Herrscher des Arbeitszimmers, angefüllt mit Bänden, die die jahrtausendealte Geschichte der Insel beherbergten. Auf diesen Regalbrettern wurden sämtliche Publikationen über die Archäologie Sardinien's peinlich genau aufbewahrt, zusammen mit einer riesigen Sammlung aus Essays, Romanen, Wörterbüchern und Zeitungssammlungen. Vincenzo hatte jeden Band sorgfältig

katalogisiert und so im Laufe seines Lebens eine kostbare Bibliothek aufgebaut, die er geerbt und nach und nach erweitert hatte. *Il Dizionario geografico* von Vittorio Angius, die Bücher von Alberto La Marmora, die Sammlung sardischer archäologischer Berichte mit den Anmerkungen Giovanni Spanos, die Fotosammlung des Dominikanerpaters Peter Paul Mackey, die Veröffentlichungen von Antonio Taramelli, Giovanni Lilliu, Lawrence, Mackenzie, Zervos, Maxia und Fadda. Archäologen, Schriftsteller, Gelehrte und große englische Reisende, die von der Insel berichteten.

Außerdem standen auf den Regalen in hübscher Anordnung Bronzereproduktionen der Nuraghenkultur mit ausgestreckten Händen – eine stumme Einladung in eine sagenhafte, noch immer geheimnisumwobene Welt. Iride betrachtete sie. Die nach vorne gestreckten Hände schienen sie an das zu erinnern, was nie gewesen war, an jenes Universum, das sie hätte erforschen können, wenn sie nur andere Entscheidungen getroffen hätte.

Um alles um sie herum noch bedrückender zu machen, starrten die Ahnen stumm und streng von den vergilbten Fotografien und Gemälden auf sie herab. Die Männer mit ihren Gewehren im Arm und den Patronengurten über der Schulter. Die Frauen, meist mürrisch, hielten ungewöhnliche Instrumente wie Zepter; alte Frauen, deren matriarchale Autorität in Iride, die nun vor ihnen stand, keinen Nachhall hinterlassen hatte.

Langsam erhob sie sich und ging zu den Fotografien hinüber. Ihr Blick blieb am Bild ihrer Eltern hängen: Ihre Mutter lächelte ihren Vater liebevoll an. Sie trug ein leichtes, ärmelloses kariertes Kleid mit weitem Rock, dazu schlichte Sandalen. Sie schienen glücklich zu sein.

Wie wäre ihr Leben verlaufen, wenn sie nicht so jung gestorben wäre?, fragte sie sich und fing an zu weinen.

Mit dem Timing eines Schutzengels platzte Tata herein, umarmte sie und drückte sie an sich.

»Es ist nicht leicht, sich erneut mit dem Tod auseinanderzusetzen ...«

»Ich habe an Mamma gedacht, Tata. An ihren Tod ... Es gibt da immer noch etwas, das ich nicht voll und ganz verstanden habe. Nicht einmal Papa hat gern darüber geredet, als gäbe es etwas, das ihn quälte ...«

Tata erstarrte, ein Ausdruck der Ohnmacht breitete sich auf ihrem Gesicht aus.

Iride sah sie an, suchte nach Antworten, dann wandte sie den Blick wieder der Wand zu. Das folgende Foto, ebenfalls in Schwarz-Weiß, zeigte drei Personen neben einem Auto aus jener Zeit: eine junge Frau neben einem Mann und einer Frau, die beide älter waren; alle waren in der Mode des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts gekleidet. Die ältere Frau trug eine Hose, nicht den üblichen Rock, was in jener Zeit als kühn und unkonventionell galt.

Iride betrachtete die junge Frau: Sie war sehr elegant in ihrem leichten Kleid, das sich bis zum Boden ergoss. Ihr Haar steckte unter einem breitrempigen Hut; hier und da hatten sich Strähnen gelöst, die ihr Gesicht umspielten, ihre funkelnden Augen blickten gelassen in die Kamera. In den Händen hielt sie ein seltsames Instrument – eine lange Holzstange mit mehreren Kerben, über die senkrecht dazu ein Stab glitt, der ebenfalls auf seiner ganzen Länge eingekerbt war.

»Wer sind die drei auf diesem Foto? Ich erinnere mich nicht mehr«, sagte sie, zu Tata gewandt, und zeigte darauf.

Tzia Manuella seufzte. »Das ist Don Augusto Dessì, dein Urgroßvater«, antwortete sie zögernd und mit leiser Stimme, »ein mächtiger Mann zu jener Zeit. Die Frau ist seine Schwester, Donna Ada.«

»Und das Mädchen?«, fragte Iride neugierig.

»Das Mädchen heißt Paola, sie ist deine Urgroßmutter, die Mutter deiner Großmutter.«

»Was für eine schöne Frau.«

»Du hast die gleichen Augen, und nicht nur das.«

»Was meinst du damit?«

Tata zögerte, als würde sie überlegen, ob sie weiterreden sollte. »Ihr habt auch ein gemeinsames Schicksal ...«, sagte sie leise, fast so, als hätten diese Worte ein unerträgliches Gewicht. »Auch sie hat ihre Mutter verloren, als sie noch klein war, und ist mit ihrer Tante Ada und ihrem Vater aufgewachsen.«

»Und dann?« Iride trat näher, sie wurde immer verwirrter.

Tzia Manuella wrang die Schürze in den Händen, als würde sie dort Halt suchen. »Vielleicht ist es nun an der Zeit, dass du es erfährst.«

Die Luft im Zimmer wurde drückend. Iride setzte sich neben sie. »Aber was? Was meinst du damit?«

Tzia Manuella fing an zu erzählen, ihr Gesicht war von einer seltsamen Melancholie verschleiert. »Es handelt sich um eine Geschichte, über die man nicht offen spricht. Ein Geheimnis«, murmelte sie.

»Von was für einem Geheimnis sprichst du? Sag schon, sonst mache ich mir Sorgen ...«

Tata hob den Blick, sie hatte die Lippen zu einer dünnen Linie zusammengepresst.

»Es geht um Paolas Mutter, Mimì Oppes Dessì. Es gibt keine Fotos von Donna Mimì. Auch kein Porträt. Dennoch ist sie eine äußerst faszinierende Frau.«

»Und was geschah mit ihr?«

»Man sagt, sie sei bei einem Unwetter ins Meer gestürzt.«

Iride runzelte die Stirn. »Aber wie kommt das, was hat sie auf dem Meer gemacht?«

Tata senkte den Blick. »Das weiß keiner, *fizighè*. Manche sagten, es sei ein Unfall gewesen. Andere ... etwas Dunkleres.«

Tzia Manuella hob den Blick zu der Fotografie, als würde sie jenseits des Rahmens nach Antworten suchen. »Jede Familie birgt ihre

Geheimnisse«, sagte sie mit einem bitteren Unterton. »Sie sind wie Bürden. Manche nimmt man mit ins Grab, andere hängen in der Schweben und warten nur darauf, enthüllt zu werden. Und solange sie das nicht sind, verschwinden die Schatten nicht, sie können nicht weggehen.«

Iride sah sie ungläubig an, versuchte, einen Sinn in ihren Worten zu erkennen. »Aber wann ist das passiert? Wann ist sie gestorben?«

»Es geschah Ende des neunzehnten Jahrhunderts, *fizighè*, in einer Zeit des Kampfes zwischen rebellischen Banditen und Großgrundbesitzern. Die Zeit des Adels und der *bardane*, der bewaffneten nächtlichen Überfälle ... Deine Familie war reich und hatte Einfluss. Überall besaß sie Ländereien, sie beherbergte wohlhabende Reisende, die Frauen trugen Kleider, die in Sassari, Turin und Paris geschneidert worden waren. Aber die Schatten ... Auch daran mangelte es nicht.«

Und während Tata erzählte, betrachtete Iride erneut die alten Fotografien. Die großen Augen der jungen Frau fixierten sie, als hätte sie ihr etwas zu sagen.

Die unsichtbaren Wesen, die das Haus bevölkerten, waren alle anwesend, und sie hatte gerade in schweigender Erwartung neben ihnen Platz genommen.

PADRIA, OKTOBER 1899

6

Bis zum Alter von siebzehn Jahren hatte Mimì Oppes ein glückliches Leben geführt. Als einzige Tochter eines vermögenden Grundbesitzers verwand sie den frühen Tod ihrer Mutter dank des liebevollen Vaters und der vielen Frauen, die in ihrem Haus lebten. Sie war umgeben von Cousinsen, Nichten, Tanten, Hausangestellten, die sie mit Zuneigung überhäuften, für Heiterkeit sorgten und sie nach Strich und Faden verwöhnten.

Nun saß sie im Speisezimmer des ehelichen Hauses, fernab der farbenfrohen Welt ihrer Kindheit, und blätterte ohne großes Interesse in einer der kostbaren Ausgaben von *Studi per le donne italiane*.

»... mit sehr seltenen Ausnahmen verzehren sich Mädchen geradezu danach, zu heiraten ...«, las sie, während sie mit dem Finger den eleganten Lettern der Zeitschrift folgte, »alles, was für eine Unverheiratete unschicklich ist, wird für eine Gattin angemessen ...«

Sie hob ihr kleines Gesicht, ihre üppigen Lippen blieben leicht geöffnet. Dann lehnte sie sich auf dem grünen Samtsofa zurück, das mit einem antiken Gobelin verschönert war. Über ihr griff das breite Gewölbe mit seinen gedeckten Farben die warmen Töne des Terrakottabodens auf. Schlicht und elegant, wie es sich für eine wohlhabende Familie gebührte. Von den Wänden blickten die berühmten Vorfahren ihres Mannes und deren strenge Gattinnen auf sie herab, die dort in gebieterischen Posen porträtiert worden waren, als wollten sie sie daran erinnern, dass sie mit dem Betreten dieses Hauses ebenfalls zu einer Dessì geworden war, vielmehr zu einer Donna Dessì: einer Identität, die sich jedoch fremd anfühlte, wie ein Kleid, das für jemand anderen genäht worden war.

Und als ob das nicht schon einschüchternd genug wäre, prangte über dem mächtigen Gesims der Doppeltür auch noch das Familienwappen: zwei grimmige Löwen mit hungrigen Mäulern, deren vordere Tatzen auf einem Birnbaum ruhten. Jedes Mal, wenn ihr Blick auf das Wappen fiel, überkam sie ein unbehagliches Gefühl, als ob dieses Symbol sie an die Last der familiären Verpflichtungen erinnern wollte. Für sie stellte diese Macht keine Errungenschaft dar, sondern eine Fessel, eine Verantwortung, die jegliche Möglichkeit erstickte, etwas anderes zu sein als das, was andere von ihr erwarteten.

Die weißen Musselingardinen, die von dicken Brokatvorhängen eingerahmt wurden, flatterten in der kühlen Oktoberbrise und schützten sie vor den neugierigen Blicken der Dorfbewohner. Nur die mit Eisenplatten gepanzerten Türen verrieten die Absicht der Familie: Mehr noch als vor Klatsch und Tratsch musste sich dieses reiche Anwesen vor Banditen schützen, die stets darauf aus waren, seine Schätze zu plündern.

Ein kleines Mädchen kam ins Zimmer gestürmt, dicht gefolgt von seiner Kinderfrau.

»Paoletta«, sagte Mimì; sie umarmte das Mädchen, hob es hoch und setzte es sich auf den Schoß. Bei der Bewegung wurde ihr ein wenig schwindelig, was sie nicht verbergen konnte.

»Bitte verzeihen Sie, Donna Mimì«, sagte Antonietta, als sie die Kleine einholte.

»Schon gut, Antonie'«, erwiderte Mimì, während sie ihre Tochter wieder auf den Boden stellte.

Antonietta sah sie sichtlich besorgt an, die Signora war blass und wirkte schon am frühen Morgen müde.

»Mamma, Mamma«, rief indessen Paoletta, »*tzia* Maddalena hat weißen Zuckerguss für die *papassini* gemacht, komm in die Küche, komm.«

Während sie sich dem festen Griff der Tata zu entwinden suchte, fielen ihr die kastanienbraunen Locken, die ihr Gesicht umrahm-

ten, über die wachen Augen, die so honigfarben waren wie die ihrer Mutter. Mimì blickte sie an: Paoletta brauchte sie, ebenso das Kind, das sie unter dem Herzen trug. Sie konnte sich keine Schwäche erlauben.

Mühsam erhob sich Mimì, strich sich über den gewölbten Bauch.

Sie liebte es, am Alltag teilzuhaben: die Körbe zu kontrollieren, die die Frauen der Hirten brachten, den besten Ricotta auszusuchen oder selbst in die große Mühle zu gehen, um das Mehl auszuwählen. Schon von klein auf hatte sie sich im Haus ihres Vaters an der Hausarbeit beteiligt: Sie hatte Brot gebacken, Süßigkeiten für jeden Anlass zubereitet und je nach Jahreszeit alles verarbeitet, was die Natur im Überfluss beschert hatte.

Doch im Hause Dessì war es Frauen nicht gestattet, sich mit Hausarbeit zu beschäftigen: Für diese Aufgaben gab es die Bediensteten. Von den Hausherrinnen wurde erwartet, dass sie ihren Intellekt und ihre Kultiviertheit durch Lektüre pflegten, die für Damen höherer Abstammung angemessen war.

Widerstrebend betrachtete sie die aufgeschlagene Zeitschrift auf dem Tisch und machte sich dann auf den Weg in die Küche, durchschritt Zimmer um Zimmer, bis sie in den Flur gelangte. Dort blickte sie zur Treppe, die in den oberen Stock führte, das unangefochtene Reich ihres Mannes, Don Augusto Dessì. Die Stufen schienen eine unüberwindliche Grenze zu sein. Von unten konnte man die verzierten, aber fest verschlossenen Türen zweier Zimmer erahnen: das große Arbeitszimmer, das mit Hunderten Romanen und Publikationen überfrachtet war, und den Raum, zu dem niemand Zutritt hatte, nicht einmal sie. Der Schlüssel dazu hing stets an Augustos Gürtel, und er gab ihn nie aus der Hand. Lediglich seine Schwester Ada durfte das Zimmer betreten, aber nur, wenn er dabei war.

Obwohl sie schon seit fünf Jahren in diesem Haus lebte, schüchterte Adas strenge Präsenz sie immer noch ein. Mimì wusste, dass

diese Furcht nicht nur der Frau galt, sondern allem, was sie repräsentierte: die Kontrolle, das rigide, unnachgiebige Urteil einer Familie, die sie erdrückte. Während ihrer Verlobungszeit mit Augusto hatte Ada sie überallhin begleitet, hatte sie von Weitem beaufsichtigt, ohne ihr jemals ein Lächeln zu schenken. Und auch nach der Hochzeit schien sie ihr in der ersten Zeit zu folgen wie ein dräuender Schatten.

Dennoch gelang es Mimì nicht, sie zu hassen. Einmal hatte sie sie im Salon angetroffen, den Blick aus dem Fenster gerichtet. Was sie in ihren Augen gesehen hatte, war keine Kälte, sondern tiefe Melancholie, die sie wiedererkannte, weil sie ihrer eigenen glich.

Ein Luftzug von der angelehnten Tür, die zum Innenhof führte, riss sie aus ihren Gedanken. Sie schüttelte den Kopf und betrat die Küche, um sich zu ihrer Tochter und dem Kindermädchen zu gesellen. Die Köchin Maddalena vollendete gerade den Zuckerguss. Vier Dienstmädchen putzten Gemüse und schnitten Ziegenlammfleisch für das Mittagessen klein. Sämtliche Feuer brannten, auch im großen Kamin und im Brotbackofen. Ihr Vater würde heute kommen, Don Tonino Oppes, um an einer Jagdpartie teilzunehmen, die ihr Ehemann ausrichtete.

Auf Sardinien war die Jagd eine ernste Angelegenheit.

»Donna Mimì«, rief die Köchin, während sie sich die Hände an ihrer langen Schürze abwischte, im vergeblichen Versuch, sie von Mehl und Zucker zu reinigen, »geben Sie acht, dass Sie sich nicht schmutzig machen.«

»Keine Sorge, Maddale', du weißt doch, dass ich gerne hier bei dir bin«, erwiderte Mimì freundlich. Währenddessen lief das Mädchen umher, spielte mit den Hausangestellten und kostete von den *papassini*-Keks, die nach und nach mit dem großen Eisenschieber aus dem Ofen geholt wurden.

Der Duft dieser Spezialitäten, die man für das Seelenmahl zubereitete, erweckte kostbare Erinnerungen an das Leben im Haus

ihres Vaters. An eine Zeit, in der Träume und Verheißungen förmlich in der Luft lagen und nur darauf warteten, dass man sie ergriff.

Sie tauchte den Finger in den weichen Zuckerguss und ließ einen Moment lang zu, dass Sehnsucht und Reue sie überkamen. Der süße Ruf der Vergangenheit machte die Erkenntnis, dass sich alles verändert hatte, noch bitterer. Die Erinnerungen gehörten einer Welt an, die nicht mehr existierte. Sie dachte an ihren Vater. Ihm zumindest konnte sie ihr Bedürfnis nach Trost zeigen, den Wunsch, noch immer sein kleines Mädchen zu sein. *Zum Glück wird er bald hier bei mir sein*, sagte sie sich.

Mit geübter Hand zog er die Zügel fester, erklimmte die rauen Pfade, die nach Padria führten. Die salzige Brise von der Küste mischte sich mit dem durchdringenden Duft der mediterranen Macchia, während Pferd und Reiter Vulkangestein, Karstformationen und Flusstäler passierten.

Tonino Oppes hatte die weite Ebene von Suni hinter sich gelassen, wo er Weiden und Plantagen bewirtschaftete. Auf der braunen Stute mit dem weichen, warmen Fell galoppierte er entlang der vulkanischen Hochebene über den Kamm der vom Fluss Temo gegrabenen Schlucht. Um ihn herum wechselten sich Kork- und Steineichenwälder mit dichtem Gebüsch und Felsvorsprüngen mit über fünfzig Meter hohen Klippen ab. Am Fluss, der tosend durch die Schlucht schoss, konnte er den dichten Bewuchs aus Weiden und Silberpappeln erahnen, der die Landschaft noch beeindruckender machte.

Die Überreste der tausend Jahre alten Nuraghenkultur, die am Weg verstreut lagen und teilweise von der Vegetation überwuchert waren, erinnerten ihn an die uralte Geschichte seiner Insel, die er jedoch nicht lieben konnte. Im Gegenteil. Sie rief ihm die Träume und Hoffnungen seiner einzigen Tochter ins Gedächtnis.

Jedes Mal, wenn er sie besuchte, befielen ihn wieder Zweifel. Hatte er gut daran getan, sie Augusto Dessì zur Frau zu geben? Der Verdacht, dass sich seine Tochter etwas anderes gewünscht hatte, hatte ihn nie losgelassen.

Mimì hatte studieren wollen; von klein auf hatte sie stundenlang Bücher über Geschichte und Archäologie gelesen und sich

Tagträumen von Reisen um die Welt hingegeben. Und sich die wahre Liebe herbeigewünscht, jene brennende Leidenschaft, nach der sie sich durch die Romane, die sie gelesen hatte, sehnte. Doch für Tonino bestand das Leben aus Arbeit und Strapazen, und man musste mit beiden Füßen auf dem Boden bleiben: Mimì war eine Frau und musste heiraten. Dies war weder ein Land für unverheiratete Frauen noch für Romantik.

Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn sie nicht ohne Mutter hätte aufwachsen müssen, überlegte er. Wenn die Malaria sie nicht in so jungen Jahren dahingerafft hätte. Die erste Zeit ohne seine Ehefrau war voller Verzweiflung gewesen, was sich änderte, als er einen Teil seiner Verwandtschaft in seinem Haus aufnahm, die nach dem Tod seines Cousins in Ungnade gefallen war: Die dankbaren Cousinsen und Tanten hatten ihm geholfen, das Mädchen wie eine kleine Prinzessin aufzuziehen.

Er gab seinem Pferd die Sporen und dachte an die Familie seines Schwiegersohns. Sie rühmte sich damit, vom spanischen Adel abzustammen, und besaß eine Mine. Gewiss, sie hatte damals kaum flüssige Geldmittel – das hatte seine Tochter in Form ihrer Mitgift eingebracht –, aber es handelte sich um eine gebildete Familie, bei der berühmte Persönlichkeiten und illustre ausländische Reisende ein und aus gingen. Als Tonino beschloss, Augusto seine Tochter zur Frau zu geben, war er sicher gewesen, dass dieses Haus das richtige Umfeld für Mimì wäre. Sie hätte gebildete Gesprächspartner, würde Geschichten aus fernen Ländern hören und könnte so zumindest in ihrer Fantasie reisen.

Er selbst war reich, aber nicht adlig. Er hatte das Beste für Mimì gewollt, sagte er sich entschlossen, und das Beste in dieser Gegend waren nun mal allein die Dessis. Auch wenn auf der Familie ein Schatten lag. Augustos Großmutter war unter ungeklärten Umständen ums Leben gekommen, ein Ereignis, das für Gerede im Dorf sorgte. Man munkelte etwas von einem seltsamen Unfall oder

gar Schlimmerem, was aber niemand jemals auszusprechen gewagt hatte.

Mit einer Handbewegung verscheuchte er diese Gedanken und konzentrierte sich auf seinen Schwiegersohn. Vor Jahren war ihm dieser Mann perfekt erschienen. Er hatte Mimì auf tadellose Weise umworben: galant, liebenswürdig, respektvoll. Er hatte zuvor mit ihm gesprochen, um Erlaubnis gebeten, und dann Vater und Tochter mit der Kutsche über die Besitztümer bis zur Küste gefahren, zu den faszinierenden Klippen zwischen Alghero und Bosa. Und hier, vor der Kulisse des aufgewühlten Meeres, wo es der Wind fast unmöglich machte, die Worte zu hören, war er auf die Knie gesunken und hatte um Mimìs Hand angehalten. Sie hatte sich wie immer von ihrem Vater leiten lassen und den Adligen gern akzeptiert.

Doch sosehr sich Tonino Oppes auch selbst zu beruhigen suchte, verspürte er Zweifel: Er war sich nicht sicher, ob Mimì glücklich war.

Das Paar bekam sofort eine Tochter, Paoletta, ein entzückendes Mädchen, das seiner Mutter ähnelte, als diese noch klein war: die gleichen Haare, die gleichen Augen. Doch der vom Gatten heiß ersehnte Junge kam nicht, und Mimì erlitt zwei schmerzliche Fehlgeburten, die sie sehr geschwächt hatten. Immer war sie blass und müde. Jedes Mal, wenn er sie besuchte, fiel ihm auf, dass sich Augusto allen, selbst Mimì gegenüber, abweisend verhielt. Nur die kleine Paola schaffte es, Mimìs Augen zum Leuchten zu bringen.

Tonino überwand eine der letzten Erhebungen vor dem Dorf, und hinter einem Felsen wäre er fast mit einer Gruppe Bäuerinnen zusammengestoßen. Sie spazierten am Straßenrand entlang, trugen einfache Kleidung, bestehend aus engen Miedern und schweren Röcken aus brauner Baumwolle. Unter ihnen fiel ihm eine junge Frau in einem dunkelblauen Rock auf, der unzählige Falten hatte. Bei jedem Schritt öffneten sie sich ein wenig und enthüllten einen purpurroten Stoff, der im Sonnenlicht schimmerte. Tonino

betrachtete sie wie verzaubert, sie schien ihm wie ein Vogel, der in einer Art Tanz sein Gefieder zeigte. Sie war lebhaft und vorwitzig, hatte einen geraden Rücken, schön geschwungene Augenbrauen und keine Kopfbedeckung. Stolz sah sie ihn an, ohne zu Boden zu schauen, anders als die Frauen aus dem Volk, die lernen mussten, auf sich selbst aufzupassen.

Unter dem Rock der ältesten Frau lugte ein kleiner Junge hervor, dessen Gesichtshaut spannte und gelblich aussah.

S'intemperie – die verfluchte Malaria befiel die gesamte sardische Bevölkerung und schwächte sie. Es gab keine Familie, die nicht davon betroffen war und keine Spuren davongetragen hatte, einschließlich seiner eigenen. Vergeblich versuchten die meisten Frauen, sich vor den Stechmücken zu schützen, indem sie sich ein Tuch um den Kopf wickelten, das Stirn, Ohren und fast das ganze Gesicht bedeckte und nur Augen und Nase frei ließ. Die Krankheit war überall und machte keine Unterschiede.

Am Horizont dösten die Häuser des Dorfes auf den drei Hügeln. Rauch stieg aus den Schornsteinen auf, während das Geklapper der Hufen auf dem Feldweg wie ein Trommelwirbel seine Ankunft ankündigte.

Tonino konzentrierte sich darauf, wie sehr er sich gleich freuen würde, seine Tochter zu umarmen, und versuchte, die seltsame Unruhe zu vertreiben, die ihn quälte, wenn er an sie dachte.

8

»Vater«, rief Mimì und warf ihm die Arme um den Hals.

»Langsam, sei vorsichtig. Nicht so wild, nicht, dass es dem Kind schadet«, ermahnte er sie, während er über ihren Bauch strich, nachdem er sein Gewehr in einer Ecke des Zimmers abgestellt hatte.

»Es ist stark, wie seine Mamma«, erwiderte Mimì, während sie mit einem Lächeln die Müdigkeit kaschierte, die sich in ihrem Körper ausgebreitet hatte. »Komm.« Sie zog ihn an der Hand durch das Haus, das von Dienerschaft, Hirten und Bauern bevölkert war. Die Frauen drehten sich mit Körben auf dem Kopf, die allerlei Gaben enthielten, wiegten in ihren bodenlangen Wollröcken die Hüften; die eine Hand hatten sie in die Seite gestemmt, mit der anderen hielten sie ihre kostbare Last.

»Ich habe die Stute bei Augustos Männern gelassen.«

»Meine Bianca ist auch hier?«

»Ja, sie haben sie hineingebracht, sie ist anmutig und verwöhnt wie eine schöne Frau.«

»Bianca ist die Einzige, die mich nicht bewertet, Vater.« Mimì hielt inne, ihr Tonfall irgendwo zwischen ernst und scherzhaft, doch ihre Augen verrieten eine Melancholie, die ihrem Vater nicht entging.

»Keine Sorge, sie wartet auf dich. Wie geht es dir, mein Kind?«

»Gut, gut«, antwortete sie und senkte den Kopf.

Ihr Vater betrachtete sie. Ihr Blick war schwermütig, und sie fasste sich dauernd an ihre kastanienbraunen Locken, ein untrügliches Zeichen dafür, dass sie nervös war.

»Vater ...«, begann sie, ihre klägliche Stimme wurde jedoch von Paola unterbrochen, die ins Zimmer gestürmt kam, dicht gefolgt von der armen Antonietta.

Tonino streichelte zärtlich die Hand seiner Tochter, als wolle er sie um Geduld bitten, und hob dann seine Enkelin hoch.

»*Sa pizzinna*«, sagte er, während er sie an seine Brust drückte.

»Sie verehrt Sie sehr.«

Augustos Stimme war zu vernehmen, noch bevor er das Zimmer betrat. Er war ein Mann von mittelgroßer Statur, mit beginnender Glatze und blauen Augen, aus denen er die anderen mit unverhohlener Geringschätzung musterte, als wären sie bloße Bauern in einem Spiel, in dem er der König war. Er verzog die Lippen zu einem dünnen, verächtlichen Lächeln, seine Haltung war steif, als würde seine aristokratische Herkunft genügen, um ihn über alle anderen zu erheben. Erst als sein Blick auf seine Tochter fiel, leuchteten seine Pupillen auf, spiegelten Zärtlichkeit wider in einem Meer aus Eis.

Der alte Grundbesitzer musterte seinen Schwiegersohn einen Augenblick lang.

»Sind Sie bereit für die Treibjagd?«, fragte Augusto seinen Schwiegervater.

»Wie immer, Don Augusto. Es ist mir ein Vergnügen, an Ihrer Jagd teilzunehmen«, erwiderte er, während er die Kleine wieder vorsichtig zu Boden gleiten ließ.

»Bitte sei vorsichtig«, flüsterte Mimì, ihr Tonfall dringlicher als beabsichtigt, »die Banditen ...«

»Aber was sagst du denn da«, höhnte ihr Ehemann und wandte sich ihr mit überheblichem Blick zu. »Die Banditen werden uns führen, ich bezahle sie dafür, dass sie eine Eskorte für uns bilden und ...«

Er wurde von einem Geschrei unterbrochen, das leise von draußen hereindrang. Im Hof vor der großen Küche, von dem aus man

die Ställe, die Hütte für die Hirtenfrauen und die Unterkünfte der Dienerschaft sehen konnte, herrschte Tumult.

Mimì trat ans Fenster, und als sie die Vorhänge hob, sah sie zwei Männer vom Pferd steigen. Sie hatten sich die Mützen tief über die Stirn gezogen, was ihnen einen hochmütigen Ausdruck verlieh. Die über der Brust gekreuzten Patronengürtel und die Gewehre an den Sätteln wirkten einschüchternd und versetzten jeden, der sich in der Nähe aufhielt, in Alarmbereitschaft.

Antonietta schien überhaupt keine Angst zu haben, mit dem Mädchen an der Hand lächelte sie den Jüngeren davon an und grüßte ihn.

»Wer ist das, Vater?«, fragte Mimì leise.

»Ich glaube, es sind Gesandte von Emanuele Manca.«

»Dem berühmten Banditen?«

»Ja, sie sind diejenigen, die die Hirschjagden anführen.«

Augusto Dessì näherte sich den beiden Banditen. Sie tuschelten kurz miteinander, dann kehrte er wieder ins Haus zurück.

»Nach dem Mittagessen breche ich mit meinen Männern auf«, sagte er, ohne ein Lächeln, zu seiner Frau, und so lautlos, wie er gekommen war, verließ er den Raum und ging nach oben. Während er die Treppe hinaufstieg, löste er mit nervöser Geste den Schlüssel von seinem Gürtel, und als er oben ankam, schloss er die Tür auf und trat ein, nicht ohne zuvor nach rechts und links geschaut zu haben.

Mimì wandte sich an ihren Vater und hob die Hand, bekam aber keine Gelegenheit, das Wort zu ergreifen: Die Schwester ihres Mannes kam herein, in Begleitung einer alten Frau. Ada Dessì war gebieterisch, unergündlich, selbstsicher – sie schien alles zu verkörpern, was Mimì nicht war.

»Donna Ada«, sagte ihr Vater zur Begrüßung und unterbrach damit Mimìs Gedanken.

»Guten Tag«, erwiderte Donna Ada mit angespanntem Kiefer. Ihr abweisendes, männliches Auftreten ähnelte sehr dem ihres Bru-

ders. »Ich lasse in einer Stunde das Mittagessen im Raum neben der Küche vorbereiten«, fuhr sie an Mimì gewandt fort, »dein Gatte muss vor Sonnenuntergang aufbrechen.«

Nicht einmal das weiche Seidenkleid mit den üppigen, bis zum Boden reichenden Volants konnte ihrem strengen Äußeren schmeicheln. Nicht einmal das leise Rascheln des Rockes und der zierliche Klang ihrer Schuhe vermochten den Mangel an Anmut und Weiblichkeit zu kaschieren.

Die Alte an Adas Seite schaute zu Tonino, dann zu Mimì. Ihr durchdringender Blick wanderte flink von einem zum anderen wie der eines Raubvogels. Sie sagte kein Wort. Ihr rauer, kehliger Atem schien die einzige Sprache zu sein, über die sie verfügte.

Maria Tanda, die Dorfhexe, war stets an Adas Seite, und nun schien sie mitten im Raum die Luft zum Vibrieren zu bringen wie eine angezündete Feuerschale.

Tonino Oppes spürte, wie ihm ein Schauer über den Rücken lief. Kurz darauf verschwand das seltsame Paar wieder.

Mimì und ihr Vater gingen hinaus in den Hof zu der kleinen Paola und zu Antonietta, die kokett mit dem jungen Banditen schwatzte. Der andere von ihnen plauderte mit der kecken Bäuerin, die Tonino Oppes unterwegs begegnet war. Sie schien ihn gut zu kennen. Während sie ihn mit ihrem herausfordernden Tanz umgarnte, verströmte sie eine Selbstsicherheit, derer sich sonst nur Hausherrinnen rühmen konnten. Die Szene stellte eine faszinierende Verflechtung zweier gegensätzlicher Welten dar: Das Mädchen bewegte sich ungeniert im Haus ihres Gutsherrn zwischen Banditen mit brennenden Blicken, als würde sie beiden und zugleich keinem von beiden gehören. Ihr Selbstvertrauen schien sämtlichen Konventionen zu trotzen.

Tonino deutete mit einem Nicken auf sie, und seine Tochter schüttelte den Kopf: Sie kannte sie nicht. Wer mochte sie nur sein, diese übermütige Bäuerin mit dem bunten Rock, dachte er.

Von allen Frauen, die in diesem Haus ein und aus gingen, schien seine Tochter die einzige zu sein, die sich nicht wohlfühlte, fiel ihm auf.

Als die Männer das Haus verließen, um auf die Jagd zu gehen, begab sich Ada Dessì in ihre Gemächer, den Ort, an dem sie sich vor der Welt verstecken konnte, fernab der Beurteilungen und Erwartungen.

Ihr Tuch hing neben der Tür. Sie nahm es und legte es sich um. Es war an der Zeit für Maria Tanda.

Diese verstand sich auf eine Kunst, die ihre tiefsten Wunden linderte, jene, die niemand sah. Kein Arzt, keine Medizin hätten die Qualen lindern können, die ihr die Seele zerrissen. Denn niemand konnte diesen Schmerz wirklich verstehen. Nur *sa bruja*. Seufzend rückte Ada ihr elegantes Kleid zurecht und verließ das Zimmer. Das Haus lag still da, ihre Schritte hallten. Wenn sie wiederkam, wäre ihr leichter ums Herz, das wusste sie. Doch sie wusste auch, dass sie sich dann der Schatten, die sie nie verlassen würden, stärker bewusst wäre.